

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 211 (1938)

Artikel: Die Dreizehn
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fraß obgelegen. Da verlor er, etwas zu weit nach einem Zweige ausragend, das Gleichgewicht; er fiel kopfüber von der Leiter und brach das Genick.

Beim Leichenschmaus, dessen stimmungsvoller Verlauf durch allzuherbe Trauergefühle der Erbvettern und -basen nicht getrübt wurde, ließ man es an Urteilen aller Art über die verstorbenen Brüder nicht fehlen und machte sich besonders über deren Zanksucht lustig. Susanne war immerhin der Meinung, sie wisse denn doch etwas mehr von ihnen als die, welche bloß so dummes Zeug nachschwätzen mußten. Unter einem Ofenladen könne man manches hören, wenn man ihn leise ums Merken locker mache. „Die zwei muß man gekannt haben“, sagte sie. „Was als ein Jgelen auf die Welt kommt, muß manchmal stechen, ohne daß es will. Aber im Treusein haben sie sich bewährt.“

Die Nase — ein Hindernis.

Am Dresdener Hoftheater war zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Stelle eines Schauspielers frei geworden. Der berühmte Tieck hatte damals die Leitung inne. Vor ihm erschien eines Tages der Dramatiker Christian Dietrich Grabbe, um sich um den erwähnten Posten zu bewerben. Grabbe war reichlich großsprecherisch. Es konnte daher nicht weiter auffallen, wenn er im Laufe des Gesprächs von oben herab sagte: „Es gibt keine Rolle, die ich nicht in kürzester Zeit einstudieren und spielen könnte.“ Tieck sah ihn lange und prüfend an und meinte dann: „Ich glaube es gerne, mein Lieber! Allein ich befürchte, daß Ihr angeborener Nasenfehler ein unüberwindliches Hindernis sein wird...“ Grabbe war höchst verwundert: „Meine Nase sollte mir hinderlich sein?“ — „Gewiß,“ lautete Tiecks Antwort, „denn Sie tragen sie — viel zu hoch.“

Höhere Töchter.

Literaturstunde im Lyzeum. Es wird die „Jungfrau von Orleans“ behandelt. Auf die Frage des Lehrers: „Worin bestand die Schuld der Jungfrau von Orleans?“ antwortet eine höhere Tochter: „Darin, daß sie einem jungen Engländer auf dem Schlachtfeld das Leben schenkte.“

Die Dreizehn.

Als Brunke an jenem Morgen mit einem Hectsprung dem enteilenden Kragentknöpfchen unter das Bett folgte, fiel ihm ein, daß heute der Dreizehnte sei.

„Quatsch,“ sagte er, nachdem er den Deserteur eingefangen hatte, „die Dreizehn ist und bleibt für mich eine Glückszahl!“

Diesen Optimismus behielt er auch bei, obwohl ihm ein Autobus vor der Nase davonfuhr und er im Bureau vom Buchhalter mit folgender Mißbilligung empfangen wurde: „Wir beginnen um neun, Brunke, Sie sind um dreizehn Minuten zu spät gekommen.“

Brunke zog das Genick ein und ging in die Registratur hinüber, wo er vom Vortag dreizehn erledigte Briefe einreichte.

Es war Sonnabend, daher wurde nur bis mittags gearbeitet. Kurz vor Schluß ließ der Chef den jungen Angestellten zu sich rufen. „Brunke,“ sagte er, „ich betreue Sie mit einer ehrenvollen Aufgabe. Hier sind dreizehnhundert Mark, die zahlen Sie auf das Spartassenbuch meiner Tochter ein, denn sie hat übermorgen Geburtstag. Das Buch bringen Sie mir am Montag um halb acht Uhr in meine Privatwohnung, damit ich es meiner Tochter auf den Frühstückstisch legen kann. Wenn sie einmal heiratet, bekommt sie dafür eine schöne Aussteuer. Jetzt aber sputen Sie sich, denn das Bankhaus schließt um dreizehn Uhr!“ Damit zählte er dem jungen Mann dreizehn Banknoten zu hundert Mark auf den Tisch.

„Donnerwetter, Donnerwetter,“ meinte Brunke im Selbstgespräch, als er mit dem Geld in der Tasche das Bureau verließ, „die Dreizehn verfolgt mich heute, das bedeutet noch ein großes Glück.“

Unterwegs sah Brunke einmal mechanisch in ein Schaufenster und blieb gebannt stehen, denn sein Blick fiel auf eine Tafel, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand:

„Dreizehntes Rennen, Preis von Hintergugging.“

Es war das Schaufenster eines Buchmachers, in dem die Besetzungen der verschiedenen Rennen ausgehängt waren. Brunke folgte der Liste des

„Preis von Hintergugging“ und fand als dreizehntes Pferd den „Feuerpfeil“ genannt. Das war die Chance, kein Zweifel, das Schicksal hatte gewinkt. In seinem Privatbesitz befanden sich noch fünf Mark, und die wollte er riskieren. Kurz entschlossen betrat er den Laden, erfuhr dort, daß der „Feuerpfeil“ noch dreizehn zu eins gelegt wurde und sagte: „Gut, dann wette ich fünf Mark auf Sieg!“

„Fünzig Mark auf Sieg“, wiederholte der durch einen Fernruf gestörte Buchmacher nach Beendigung des Gesprächs und hatte auch schon die Quittung ausgestellt, welche die Nummer 1313 trug.

„Schön“, sagte Brunke und griff nach einem der Hunderter, die ihm sein Chef anvertraut hatte, denn es ritt ihn eben der Teufel.

Jetzt konnte er auch nicht mehr zur Bank gehen und am Montag würde ihn der Chef glatt hinauswerfen. Aber die Sache wird schon nicht schiefgehen, wozu hat man denn seine Glückszahl.

In fieberhafter Aufregung verbrachte der junge Mann den Nachmittag. Er überlegte genau, wie er den bevorstehenden Gewinn nutzbringend anlegen würde. Mit der entsprechenden Rückendeckung könnte man vielleicht sogar der Tochter des Chefs näherkommen. Er wußte zwar nicht, wie sie aussah, aber Töchter von Chefs sind immer begehrenswert.

Gegen Abend, da das dreizehnte Rennen schon gelaufen gewesen sein mußte, rief Brunke von einem Café aus den Buchmacher an und erkundigte sich nach dem Ausgang.

„Feuerpfeil?“ antwortete eine Stimme. „Der ist als dreizehntes Pferd durchs Ziel gegangen!“

Brunke wurde ganz klein und häßlich. Am darauffolgenden Sonntag pumppte er bei dreizehn Bekannten und Verwandten mühselig die fünfzig Mark zusammen.

Am Montag stand er pünktlich und mit weichen Knien dem Chef gegenüber. Der Göttliche befand sich noch im Schlafrock. In der einen Hand hielt er eine zerknitterte Zeitung, mit der andern stützte er das sorgenschwere Haupt.

„Und Sie haben natürlich am Sonnabend das Geld einbezahlt, Sie Vogel?“ brüllte der Löwe.

„Nein“, entrang es sich Brunkes Lippen, und beschwörend hielt er das Paket Hunderter weit von sich. Der Chef stieß darauf zu wie ein Geier. „Brunke!“ rief er mit tränenrauer Stimme. „Brunke, Sie sind ein Engel! Eben las ich, daß das Bankhaus Pleite gemacht hat und seine Schalter heute nicht mehr öffnet. Woher wußten Sie denn —“

„Ja, man hat so seine Verbindungen“, meinte Brunke bescheiden. „Ich erfuhr es schon am Sonnabend, und da dachte ich —“

„Schau einer den Brunke an“, rief begeistert der Chef. „Sie sollen belohnt werden, wünschen Sie sich, was Sie wollen, denn Sie haben die Aussteuer meiner Tochter gerettet. Alles soll Ihnen erfüllt werden!“

„Alles?“

„Alles, was in meiner Kraft steht!“

„Dann bitte ich unbefannterweise um die Hand Ihrer reizenden Tochter“, erfaßte Brunke die Gelegenheit beim Schopf.

„Mensch“, gröhlte der Chef, „da haben Sie aber Pech gehabt. Meine Tochter ist nämlich erst heute dreizehn Jahre alt geworden.“

Das Tuch hält es schon aus.

Es ist keine Seltenheit, daß ein braver Schneidermeister mit einem seiner Kunden in Streit gerät. Das ereignete sich einmal im Jahre 1782 in Paris. Ein Schneider forderte, weil ein Käufer mit der ihm gelieferten Ware nicht zufrieden war und dem Meister von Nadel und Zwirn gegenüber nicht gerade feine Ausdrücke brauchte, den anderen zum Zweikampf heraus. Als Waffen sollten Pistolen gelten. Auf der Kampfstätte angekommen, erhält der Kunde den ersten Schuß. Die Kugel reißt dem Handwerksmeister den Hut vom Kopf. Dann kommt der Schneider daran. Er ist der bessere Schütze. Er trifft den andern in die Brust, doch es ist kein größeres Unglück zu beklagen. Das Geschloß ist abgeplattet und hat sich in der Weste des Getroffenen verfangen. Dieser faßt sich sehr schnell und ruft: „Es fehlte nicht viel, und Sie hätten mich getötet!“ — „Haben Sie keine Sorge! Ich weiß ganz genau, was mein Tuch auszuhalten vermag.“